

HEIMAT 52 : ein Spiel über Heimat von Bruggern und Windischern

Autor(en): **Kühnis, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **130 (2020)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HEIMAT 52 – ein Spiel über Heimat von Bruggern und Windischern

Text Robert Kühnis Bilder Wolfgang Heilgendorff

Das Spiel zeigt alte und noch immer bestehende Animositäten zwischen Stadt und Dorf. Heiter gehen in einem ersten Teil Grotesken über Bühne und Leinwand. Dann aber wird im zweiten Teil die Komödie zur Tragödie, um melodramatisch zu enden.

All the world's a stage, and all the men and women merely players ...

As You Like It,
Shakespeare

Auf der der Odeon-Bühne spielen: Ein Multi-instrumentalorchester, ein Moderatorduo, das durch die Szenen führt, ein Brugger und ein Windischer Chor und die Akteure in Filmeinblendungen.

Los geht's: Der Odeon-Saal ist voll besetzt. Der Soundcheck des Orchesters ist ausgedehnt und gewollt «schief». Die beiden Chöre (Kompositionen und Einstudierung: Marc Urech) übernehmen es, wie einst im altgriechischen Drama, die Theaterbesucher mit kommentierenden Hintergrundinformationen durch das Spiel zu führen. Dabei manipulieren sie die Zuschauer mit ihrer Sichtweise der Handlungen und bringen, wie der ursprüngliche griechische Chor, vorherrschende Meinungen und den Willen höherer Instanzen zum Ausdruck. Er weckt Ängste, schürt Ahnungen, serviert Vorurteile, lockt mit Geheimnissen und unterlegt moralische Beurteilungen.

Indem sich die beiden Chöre BRUGG und WINDISCH als Hauptdarsteller in die Szene setzen, holen sie eine nicht nur lokale, sondern auch eine unvergängliche Theatertradition auf

die Odeon-Bühne. Lokales wird Ewigmenschliches, das kleine Gezänk und die Eifersüchteleien zeigen den Menschen auf der Metaebene des Allzumenschlichen. «Brugg und seine ländlichen Nachbarn» hiess einmal ein Beitrag in diesen Neujahrsblättern, der den überheblichen städtischen Blick auf die dummen ländlichen Dörfler und das daraus sich tradierende Handeln aufzeigte. Der Brugger Chor greift voll in die Tasten der abschätzigen Überlegenheit, während der Windischer Chor aus Gekränktheit und Minderwertigkeitsgefühlen seinen Stolz und seine Abwehr aufbaut. «Mir müend immer undedure», ist ein Leitmotiv, «undedure» bei der Bahnunterführung, dem «Muusloch», von Windisch nach Brugg oder durch den schummerig feuchten Süssbachtunnel. Die Brugger kontern damit, dass sie sich dies schon gar nicht antäten, da nichts dafür spreche, nach Windisch zu gehen.

Manchmal, beinahe handgreiflich, ereifern sich die beiden Chöre, wenn sie ihre je eigene Sicht der Gefühle vor dem Publikum ausbreiten. Den Streit untermalt das Orchester mit Tonstimmungen.



Kurz vor Tätlichkeiten greifen Moderatorin und Moderator mit beschwichtigendem «Das war doch einst – Schnee von gestern!» ein, um die Streithähne zu beruhigen. Angriffe und Verteidigungen in Liedern und Sprechchören gehen wie ein Tennisspiel übers Netz, über die Grenzen zwischen den beiden Heimaten, die verschiedener nicht sein können.

In diese Auseinandersetzung werden Filmepisoden eingeblen-det, welche die historisch gewachsenen Gegensätze und die damit einhergehenden Kränkungen und Antipathien aufs Unterhaltsamste lebendig werden lassen. Wolfgang Heilgendorff, ein überraschendes Filmtalent, hat die jeweiligen Plots des Regisseurs mit bewundernswerter Raffinesse in Bildsprache umgesetzt.

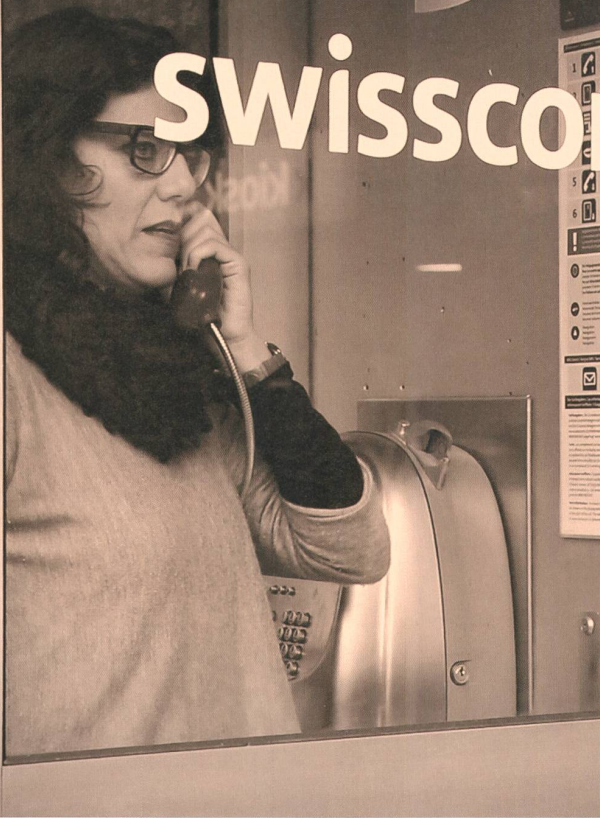
Da sieht man die beiden Frauen, welche aktuell der Stadt und dem Dorf vorstehen: Frau Stadtmann und Frau Gemeindepräsidentin. Die beiden versuchen, den historischen Bann der Animositäten endlich zu durchbrechen. Um das Risiko des Verrats gegenüber dem Eigensinn der Bevölkerung zu umschieffen, wählen sie die letzten Telefonkabinen vor ihren Regierungssitzen. Klandestine Diplomatie, sozusagen «undedure», sichert so ihr politisches Überleben.

Der Filmer hat den Ablauf der Handlungen beschleunigt und versetzt die Zuschauer mit den Chaplin-artigen Bewegungen in die Nähe der Stummfilmzeit. Meisterhaft wechseln Musikunterlegungen aus Tonkonserven mit dem Live-Getöne des bunt bestückten Orchesters. Die Amateurmusiker beeindrucken, wenn sie mit Präzision die szenischen Übergänge meistern.

Natürlich darf der nebulöse historische Verkauf des Windischer Gemeindeterritoriums, das über die Bahngeleise bis zur Einmündung der Bahnhof- in die Badenerstrasse reichte – eine Schandtät für die Windischer, ein Epochensieg für die Brugger – nicht fehlen. Als 1856/58 die Nordostbahn den Bahnhof baute, kam dieser auf Windischer Gemeindegebiet zu liegen! Dies war für die Brugger in ihren engen städtischen Gemar-chungen ein Stachel im Geist. Dass während der Projektierung des Bahnhofs gar die Schnaps-idee, seine Verlegung zum Eisiplatz, diskutiert wurde, verdeutlicht den angekratzten Brugger Stolz. Vorerst erreichte Brugg, dass der Bahnhof «Brugg» hiess, was wiederum die Windischer in Rage brachte. Der Chor greift diese Szene auf, und die Filmeinspielungen dazu amüsieren, wenn die Behörden vor Modelleisenbähnchen ihren

Die beiden streitbaren Chöre und die Moderatoren auf der Odeon-Bühne. Links die Windischer, rechts die Brugger

SWISSCO



Klandestine Annäherungsversuche der Gemeindeoberhäupter von Brugg und Windisch

Bähnler und Behördenvertreter delektieren sich am Bahn- und Bahnhofprojekt

Die Wiedervereinigungsgeheimbündler auf «EINE Gemeinde und ein einzig Volk von Brüdern»

Weite-Welt-Träumen nachhängen. Max Baumann zitiert in seinem Buch «Geschichte von Windisch», dass im November 1863 der Stadtrat von Brugg an den Windischer Gemeinderat folgende denkwürdige Überraschung adressierte: «Dem Vernehmen nach scheinen Sie nicht mehr, wie früher, so abgeneigt zu sein, etwas von Ihrem Gemeindebezirk an den unsrigen abzutreten.» Innert weniger Wochen einigten sich die beiden Behörden und die Bevölkerungen in einer Nacht-und-Nebel-Aktion, über die keine Protokolle geschrieben wurden (!), auf eine Abtretung von Windischer Territorium vom heutigen «Vögele»-Gebäude bis zu den Bahngleisen und darüber hinaus, im Bereich Kabelwerke, sogar nach Süden bis westlich des entstehenden Centurion Towers. Für schätzbare 25 000 Franken über den Tisch gezogen!

Ein Kernthema, das zeigt, wie der Brugger Stolz neue Nahrung erhielt und der Windischer Minderwertigkeitskomplex zum Geschwür wucherte.

Augenzwinkernd zeigt der Film spätere Versuche, die Animositäten zu «überbrücken». In einer fiktionalen Szene wird ein Kinderaustausch zwecks besserem gegenseitigem Kennenlernen gezeigt: Ein Mädchen aus vornehmer Brugger

Familie geht in den Austausch zu einer Unterwindischer Familie – deren Bub wird von den Eltern des Mädchens als Gast beherbergt. Das Brugger Erziehungs- und Kultivierungsprogramm scheitert an der Urchigkeit des Windischer Knaben, was mit verschiedenen Tisch- und Verhaltenssitten in Windisch und Brugg illustriert wird. Auch die Übungen mit dem Brugger Kadettendruck fruchten nicht. Windisch bleibt ländlich, eine Randerscheinung von Brugg.

In Szene setzt sich dann noch ein Häufchen Hardcore-Gemeinde-Vereiniger. In heimlichen Treffen an den Aare-Strängli im Schachen schwören sie auf Brüderlichkeit, und in Miniterrorakten wie Versuchen, die Grenzsteine zu sprengen, sinnieren sie über den Weg zur Vereinigung. Doch mittlerweile geht Brugg auf Brautschau und führt die Schinzbacher Schöne zum Altar, während das Windischer Aschenbrödel im weissen Hochzeitskleid dem Brugger Freier nachhechelt und sich am Ende vor dem verschlossenen Tor der Schinzbacher Kapelle im Bad ausweint. Es perlen weitere unterhaltsame Szenen von Starrköpfigkeiten und Skurrilitäten der beiden Gemeinden von der Bühne.





Sophie Lauper,
die Untherapierbare.
Mit ihrer Heimat-
sehnsucht bringt sie
das Umerziehungs-
projekt zum Einstürzen

Bei allem Gezänk um Brugger und Windischer Identität hat es der Regisseur Adrian Meyer mit seinen Schauspielern und Musikern geschafft, aus der Tragödie der beiden Gemeinden das Menschliche, das die Rivalitäten Aufhellende, zum Ausdruck zu bringen. So mutieren, wie schon in der griechischen Theatergeschichte geschehen, aus dramatischen Zuspitzungen und deren moralischem Hintergrund Tragödien in Komödien. «Heimat» ist in Brugg, aber auch in Windisch, und die jeweilige Bevölkerung scheint an ihr zu hängen – irgendwie unausrottbar.

Aus diesen Szenen wird das Publikum plötzlich durch die Durchsage gerissen, man möge ohne Panik sofort das Odeon verlassen. Wegweiser und Führer würden von Brugg nach Windisch vor die Fachhochschule leiten.

Des Schauspiels zweiter Teil

Von Studierenden untersuchte Bohrkerne aus dem Erdreich der Umgebung würden alarmierende Strahlungsmessungen zeigen, die eine Evakuierung der Bevölkerung unumgänglich machten: «Folgen Sie den Anweisungen des Personals und begeben Sie sich ruhig nach Windisch.» Alle gehorchen

den verharmlosenden Hinweisen, natürlich «undedure» durch die Bahnunterführung.

Die Zuschauenden sitzen nun im Atrium auf drehbaren Stühlen. Über ihnen auf zwei Etagen Balustraden auf allen vier Seiten, konsequent strenge geometrische Architektur – eine imposant abstrakte Kulisse!

Die Bevölkerung von Brugg und Windisch wird in die strahlenfreie ZONE 52 umgesiedelt, implantiert. Die Menschen befolgen auf allen Etagen Anweisungen zum Tagesablauf, rufen dem Publikum Befindungsäußerungen zu, schieben Therapiegeräte vor sich her und werden von medizinisch-therapeutischem Fachpersonal mit Anweisungen eingedeckt. Alle stecken in steril grauem Einheitsgewand, das blaugraue Licht flutet neblig in alle Wandelgänge, Operationssäle assoziierend. Die Zuschauer folgen den auf allen vier Seiten anfänglich geisterhaft, monotonisiert sich bewegenden Gestalten. Wir sind in einer Klinik, welche im Auftrag des «Departments» ein Entheimeligungsprogramm durchzieht. In diesem Programm stecken all diejenigen, die sich noch nicht befriedigend an den neuen Aufenthaltsort der Umsiedlung zu gewöhnen



vermochten. Neben weit Fortgeschrittenen finden sich Zauderer und einzelne penetrant Widerstand Leistende, wie die schwer therapierbare Frau Lauper aus Unterwindisch.

Und wiederum der CHOR. Diesmal in einstimmigem, gregorianischem Choral ähnlichem Gesang, die Bedrücktheit und Eingeschüchtertheit der Insassen ausdrückend. Wie in der griechischen Tragödie unkt der Chor das Unheil, das in diesem wissenschaftlich angelegten Umerziehungsplan steckt. Der Oberarzt ist der Bevollmächtigte des «Departements», und bei jeder Massnahme holt er das Feedback der Assistenten auf sein «Han i recht oder stimm'ts?» ein. Und diese replizieren: «Ja, Herr Dokter, Si händ rächt.» Doch die sich auf Wissenschaft abstützenden Therapien machen deutlich, dass in Wissenschaft viel Unwissen steckt. Entsprechend liegen sich der Chefarzt und die Therapieleiterin bei Methodenfragen giftig in den Haaren. Wir befinden uns in einem Labor, auf welches die Politik keinen Einfluss mehr hat, überflüssig ist sie geworden und damit auch die beiden Gemeindevorsitzenden. Noch sind auch diese nicht ganz umgepolt, weshalb sie über verschiedenste Vorkommnisse disku-

tieren, doch alles, was einst auf Papier stand oder kommt, wird im nächsten Augenblick geschreddert und fällt wie Spaghetti von der ersten Etage auf den Zuschauerraum – Tempi passati, Schnee von gestern.

Mit unerschütterlichem Zukunftsoptimismus wird von den Heilern das Vorhaben des «Departements» umgesetzt. Es wird in der ZONE 52 mit den neuesten Technologien an der Umerziehung der noch immer mit Emotionen behafteten Bevölkerung laboriert, eingebläut, eingespritzt und gehirngewaschen. Bei den Insassen lässt die Widerstandskraft rapide nach, und mehrheitlich beginnen sie sich dem oktroyierten Programm zu unterziehen: «Es git kei anderi Wahl, händ's gseit.»

Das sich von nun an in immer bedrohenderen Experimenten bewegende Spiel zieht das Publikum in seinen Bann. Die Musik mit Streichern und dem Anschlagen von Kuhglocken macht die Mechanik der Überwachung und die Beeinflussungstechniken an den Nerv gehend hörbar. Versprechungen aus einem unbegrenzten Zukunftsoptimismus lullen die Insassen ein.

Im Haller-Bau (ehemals Technikum) wird mit Beleuchtungs- und Musikeffekten eine entseelte Atmosphäre erzeugt

Einigen beginnt die neue Weltsicht zu gefallen: Streit inexistent, üble Nachrede verstummt, keine Sentimentalitäten, selbst die Jugendfestsehnsucht wird wegtherapiert: Nebeltherapie, Pillen und Spritzen rotten Träume und Wohlfühlorte aus. Mit 3-D-Brillen werden die einstigen Windischer und Brugger Streithähne ins Idealland «Fun-Park Wasserschloss» versetzt, wo Roboter allen die Alltagsanstrengungen abnehmen, wenn sie sich nur im neuen, richtigen Mainstream bewegen.

Nur hin und wieder äussert sich, wie einst Cassandra, Frau Sophie (nomen est omen) Lauper aus den verschiedensten Winkeln der Balustraden. Sie erzählt von ihren verbotenen heimlichen Streifzügen nach Unterwindisch, wo sie noch auf Natur, gelegentlich auf eine Katze und den «Chütteneschnaps» im Keller ihres Elternhauses trifft. Ihr Erzählen wirkt wie eine zarte Melodie, die durch das durchorganisierte Heim einer Menschenzucht weht. Aus dem Mund einiger nicht restlos therapierten 52er hören wir Fragmente von Erinnerungen, Seufzer, letztes Aufbäumen gegen den beglückenden Totalitarismus der Gleichmachung. Oder wir werden durch ein nächtliches Zwiegespräch eines Fischers mit Frau Lauper überrascht, in welchem er sie fragt, ob sie mit ihm zur Schule gegangen sei – damals sei sie so schön gewesen, dass er sich noch immer an sie erinnere. Frau Lauper erinnert sich zwar nicht mehr, doch seine Bemerkung über ihre Schönheit bringt sie in emotionales Aufblühen.

Während bei einigen mithörenden Insassen Erinnerungen an «den Schnee von gestern» auftauchen, holt der Oberarzt zum ultimativen Schlag gegen die noch immer zu stark im Einst verharrenden beiden Gemeindevorsitzenden aus. Mit einem neuronalen Radikaleingriff sollen bei ihnen die Restanzen aus der Vergangenheit getilgt werden. Mit seinem Credo «Wissenschaft braucht Freiräume für Experimente» werden die allerletzten moralischen Bremsen der Kollegin weggewischt, denn die Therapieresistenz sei so endlich besiegt.

Der für den Eingriff vorgesehene Assistent führt auf Drängen der Kollegin den Eingriff nicht durch und vermasselt den grossen Wurf.

Dies wird zum Turning Point, zur Peripetie, welche in der griechischen Tragödie eine neue Wendung ins Geschehen und in die Architektur des Menschenparks bringt: Die Windischer und Brugger erkennen im letzten Moment, wohin die Hybris der Technik und der Wissenschaft in der Hirnhomogenisierungsanstalt führen wird. Die gegen die Natur betriebenen Therapieerfolge brechen wie ein Kartenhaus zusammen. Die Insassen werden wieder Menschen und beginnen zu reden, sich zu widersetzen und die Cassandra Lauper soll mit ihren Berichten über die Glücksgefühle bei ihren Ausbrüchen aus der Umerziehungsklinik Recht bekommen: Gefühle, die Heimat ausmachen, sind zart und gleichzeitig unausrottbar, weil lebenswichtig.

Im geplanten Menschenpark kommen die Erinnerungen an eine Zeit, als es noch vielfältigste HEIMAT gab, zurück. Die Menge rebelliert und glaubt den Beschwichtigungsversuchen der Überwacher nicht mehr. Die Rückkehr von Gefühlen, Sehnsüchten und die beiden leibhaftigen Gemeindepäsidenten, die mit Operettengesängen Öl ins Feuer des Aufstands giessen, fegen das Experiment der Entemotionalisierung von der Bühne der Possibilitäten.

Kritischer Nachsatz

Und die verstrahlte Erde? – Dazu stellt Sophie Lauper zum Schluss fest, der «Chütteneschnaps» und ein bisschen Erdstrahlung hätten sie gesund erhalten und überleben lassen, worauf die wieder in ihre Dörfer Zurückgekehrten sofort Löcher für Erdstrahlungstherapien zur Beförderung des Tourismus graben. Ob die Brugger mal wieder wirksamere Löcher graben als die Windischer, wird offengelassen.

Der Schluss des Spiels ist nicht stringent. Es ist verständlich, dass man im Stück nicht nukleare Strahlung als Anlass für die Umsiedlung herbeiziehen wollte, da dies zu spekulativ und provozierend gewesen wäre und man radioaktive Strahlung auch nicht mehr hätte beseitigen können. Somit wäre eine Rückkehr in die HEIMATEN verbaut gewesen.



Kritikern der «Chüttneschnapstherapie mit Softerdstrahlung» könnte entgegengehalten werden, dass die Summe der Klima-, Boden-, Luft- und Wasserbelastung, zusammen mit den verschiedensten anderen Strahlungen, das Fass zum Überlaufen bringt. Die Menge macht das Gift!

Theaterkritik soll vor allem auch eine Würdigung sein. In Gesprächen hörte der Schreibende immer wieder Lob über die Qualität des Stücks, seine Inszenierung und Ausführung sowie das die Ortsgrenzen überschreitende Mitwirkungszusammenspiel. Befragte man die Schauspieler (aus Windisch, Brugg und den Nachbargemeinden), die Musiker, Lichttechniker, Kostümverantwortlichen, die Bühnengestalterin, den Filmer, den Komponisten und musikalischen Leiter, den Finanzchef, den Produzenten, dann kam es zum Unisonolob für den Regisseur und textlichen Taktgeber Adi Meyer. Er habe es verstanden, Anregungen und Ideen der Mitwirkenden ins Geschehen einfließen zu lassen, er sei in jeder Phase der langen Probenzeit stets der ruhende Pol gewesen und habe immer wieder auftretende Ermüdungserscheinungen durch seine nie erlahmende Motivation kuriert.

HEIMAT 52 hat auf einer künstlerischen Ebene das erreicht, was der Politik nie gelang, ein erlebtes Gemeinschaftsgefühl aufzubauen, am gleichen Strick zu ziehen, eine kleine, neue Welt zu bauen.

Epilog

Das Stück begann heiter und servierte dem Publikum viel Kurioses, Komödienhaftes. Im zweiten Teil kam es zu einer bedrückenden Entmenschlichung im Menschenpark. Doch, als hätte ein Deus ex Machina mit der Wiedergeburt der Heimatgefühle eingegriffen, endete das Horrorszenario in einem Happy End. Wirklich? Es gibt wieder zwei Gemeindevorsteher, dann wohl auch zwei Gemeinderäte und natürlich zwei respektive viele selbstständige Nachbargemeinden. Also alles eine Variante und Neubelebung von «altem Schnee»? Als ich bemerkte, dass verschiedene Vereinigungsfollower in diesem Theater mitspielten – auch bei der Wiederherstellung der alten, bestehenden, lange noch andauernden Zustände, wurde mir der Komödie Schluss deutlicher: Heimat ist überall, auch in einem Gejammertal.

Allen Mitwirkenden für dieses einmalige Gesamtkunstwerk ein dreifaches CLAMORES!

Der Chefarzt und seine Adlaten als verlängerte Hand des «Departements». Ihnen ist jedes Mittel zur Beherrschbarkeit der Bevölkerung recht